**Cornelia Radeke-Engst, Predigt am 27.10.2019 im Brandenburger Dom im Rahmen der Predigtreihe zu „30 Jahre Friedliche Revolution“**

„Sind wir noch brauchbar?“

„Wir sind stumme Zeugen böser Taten gewesen,

wir sind mit vielen Wassern gewaschen,

wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt,

wir sind durch Erfahrung misstrauisch gegen die Menschen geworden
und mussten ihnen die Wahrheit und das freie Wort oft schuldig
bleiben, wir sind durch unerträgliche Konflikte mürbe oder
vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar?“

Diese Worte haben wir uns während der Friedlichen Revolution von Dietrich Bonhoeffer aus „Widerstand und Ergebung“ geborgt.

Er schrieb sie in der NS-Zeit – der ersten Deutschen Diktatur.

Als Christen in der DDR haben wir über 40 Jahre, in der zweiten Deutschen Diktatur, einen Freiraum, einen Diskussionsraum über die Fragen des Lebens und des Glaubens als die Kirche Jesu Christi bewahrt, das Feuer des wirklichen Lebens gehütet.

Und doch, was Dietrich Bonhoeffer in „Widerstand und Ergebung“ vom Misstrauen, von der Kunst der Verstellung und der mehrdeutigen Rede schreibt, dass wir das freie Wort oft schuldig blieben, traf auch auf uns zu, uns, die Christen in der ehemaligen DDR.

Ein Beispiel für das Misstraun. Auch im Dom gab es am 7.10., dem 40. Jahrestag der DDR, ein Friedensgottesdienst mit Fürbitte für die in Berlin Verhafteten.

Wir waren uns sicher, heute ist einer dabei, der für die Stasi mitschreibt. Da saß auch eine Person, die wir nicht kannten. Das könnte er sein. Dann begann der Gottesdienst mit der Ansage, dass Herr Passauer krank sei, und wir heute a-cappella singen würden. Wir begannen das erste Lied zu singen, da kam genau dieser Mann zu mir und sagte: Ich bin Kirchenmusikdirektor soundso aus Wuppertal, ich könnte spielen.

Ich habe mich so geschämt. „Durch Erfahrungen misstrauisch geworden.“

Wir haben alle schon in der Schule die Kunst der mehrdeutigen Rede gelernt oder zumindest der Rede, die genau die vorgegebene und geforderte Sprache sprach. Die Sprache der Diktatur, über die schon Viktor Klemperer schrieb.

Wir wussten, wie, wann, man was sagen musste und wo die Nischen freier Rede waren, wir hier am Dom die Liedermachertreffen.

Ja, die Kirche war eine Nische in der Gesellschaft, ein offener Raum.

Nachdem die DDR-Regierung anfangs davon ausgegangen war, dass Kirche ausstirbt, gewann sie nach dem Gespräch zwischen Erich Honecker und Albrecht Schönherr 1978 als Kirche im Sozialismus an Möglichkeiten und nutze diese: bspw. für die Krankenhausseelsorge.

Unter dem Leitwort aus Römer 12, „sich nicht der Welt gleichzustellen“(Rm 12,2), hat die Kirche der DDR dieses Feuer der urchristlichen Bewegung gehütet, für mich auf dreierlei Weise:

1. Durch das fortlaufende Lesen in der Bibel und durch das fortlaufende Beten.

2. Durch die Frage, „wo werden wir als Christen heute gebraucht“.

Diese Frage hat unser Bischof Gottfried Forck für die Zeit des Aufbruchs als richtungsweisend allem Tun vorangestellt.

Die Beantwortung dieser Frage mündete in das Engagement für den **„Konziliaren Prozess“**.

Das ist die Bezeichnung für den gemeinsamen Lernweg christlicher Kirchen zu Gerechtigkeit, Frieden und [Bewahrung der Schöpfung](https://de.wikipedia.org/wiki/Bewahrung_der_Sch%C3%B6pfung).

Ich will noch mal erinnern: Begonnen hat diese Bewegung auf der VI. Vollversammlung des [Ökumenischen Rates der Kirchen](https://de.wikipedia.org/wiki/%C3%96kumenischer_Rat_der_Kirchen) (ÖRK) in Vancouver 1983, wo die Stationierung von Massenvernichtungswaffen diskutiert und als Verbrechen gegen die Menschheit bezeichnet wurde. Dort war es die DDR-Delegation, die ein gesamtchristliches Friedenskonzil forderte.

Vorbild war Dietrich Bonhoeffer, der 1934 auf der ökumenischen Konferenz des Weltbundes in Fanö zu einem gesamtchristlichen Friedenskonzil aufrief:

„Es gibt keinen Weg zum Frieden auf dem Weg der Sicherheit. Denn Friede muss gewagt werden“. In der DDR einigte man sich auf diesen „konziliaren Prozess gegenseitiger Verpflichtung auf Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.“ Und die Christen in der DDR kamen dieser Verpflichtung nach. Es gab ökumenische Versammlungen 88/89 in Magdeburg, Dresden und wieder Magdeburg. Aus der DDR kamen 10.000 Eingaben zu den Arbeitspapieren (aus der BRD 200).

Hier auf der Dominsel gab es im Sommer 1988 einen großen Kirchentag dazu.

Themen waren ein Leben in Solidarität – als eine Antwort auf weltweite Strukturen der Ungerechtigkeit; mehr Gerechtigkeit in der DDR;

der Übergang von einem System der Abschreckung zu einem System der politischen Friedenssicherung; Orientierung und Hilfen zur Entscheidung in Fragen des Wehrdienstes und der vormilitärischen Ausbildung und Friedenserziehung.

3) Der dritte Punkt war für mich die Frage der Glaubwürdigkeit der Kirche nach innen. Ich war damals Mitglied des Arbeitskreises Solidarische Kirche (AKSK).

In der Basiserklärung des AKSK von Oktober 1986 heißt es: „Wir leiden auf Grund persönlicher Erfahrungen in Kirche und Gesellschaft an einem Defizit an Solidarität auf verschiedenen Ebenen.“ Daraus wurde gefolgert, dass innerhalb der Kirche zum einen ein „Mündigwerden der Gemeinden“ dringend ansteht, damit zum anderen eine „alternative Kultur des Miteinanderumgehens“ unter uns entsteht.

Und gegenüber dem Staat müssen die gesellschaftlichen Bezüge des Glaubens „ungeschützt zur Sprache“ gebracht werden, damit eine kritische Öffentlichkeit rekonstruiert wird.

Fast parallel dazu gab es in der DDR auch die Bewegung „Kirche von unten“, der ich mich auch angeschlossen hatte. 1987 gegründet, arbeitete sie auch mit der Friedensbibliothek zusammen.

Die Friedensbibliothek stellte hier im Dom lange Jahre aus und thematisierte Friedensfragen.

Ich war damals der Meinung, dass dieser Dreiklang die eigentliche Identität unserer Kirche in der DDR sei.

Nach der Friedlichen Revolution stellte sich sehr bald heraus, dass dies ein Irrtum war.

Wir, die wir uns in den Gemeinden immer so einig waren, waren nicht mehr einig.

Viele waren der Meinung, jetzt in der neuen Gesellschaftsordnung angekommen zu sein. Sie hatten die Kirche in der DDR-Zeit ähnlich wie Israel im babylonischen Exil verstanden.

In einem Vortrag auf der sächsischen Landessynode beschrieb Prof. Dr. Klaus-Peter Hertzsch 1991 den entstehenden Dissens an Hand biblischer Figuren:

Zum einen am Propheten Amos. Er kritisiert bestehende Verhältnisse.

Und zum anderen an Esra und Nehemia, die nach dem Exil den Neuaufbau des Tempels und der Stadt Jerusalem vorantrieben.

Jetzt ist das Exil der Kirche in der Diktatur beendet, sagte diese Gruppe nach der Wende. Jetzt wird die Kirche wiedervereinigt zu der **einen** Kirche in Deutschland, die es für die DDR-Kirche ideell und auch durch die finanzielle Unterstützung der Westkirche die ganze Zeit gegeben hatte.

Die **andere** Position, die des Propheten Amos, sah Kirche und Gemeinde im Bild des „wandernden Gottesvolks“. Es wandert von Gott geleitet durch die Geschichte auf Gottes Verheißung zu.

Die Zeit der DDR war nur eine Etappe der Geschichte, in der das wandernde Gottesvolk seine Zelte aufgeschlagen und im Bund der evangelischen Kirchen in der DDR eine Gestalt gefunden hatte.

Aber „unser eigentliches Bürgerecht ist im Himmel“, „wir haben hier keine bleibende Stadt“ waren die biblischen Leitworte. Kirche braucht also Distanz zum Staat.

**Die Konsequenzen aus beiden Haltungen werden noch heute deutlich:**

Die Amos-Position ist grundsätzlich staatskritisch und hält Distanz zu allen Formen von Staatlichkeit und Macht.

Zugleich fühlt sie sich „verpflichtet“ „zu kritischer Solidarität, zur Anteilnahme, zum Engagement, aber einem kritischen, einem unbestechlichen.“ „Stellt Euch nicht dieser Welt gleich.“

Die Esra- und Nehemia-Position unterscheidet dagegen zwischen einem Unrechtsstaat und einem Rechtsstaat.

„Dem einem muss man sich verweigern, dem anderen sich im Rahmen des Möglichen zur Verfügung stellen.“

Die Amos-Position hat den Ansatz des politischen Systems der DDR, eine gerechtere Gesellschaft zu schaffen übrigens ernstgenommen,

aber immer die Perversion des Systems kritisiert.

**Heute** muss sie sich fragen lassen, fragt Klaus-Peter Hertzsch 1991, ob sie nicht einer Gesellschaftsutopie mit einem falschen Menschenbild, das „nicht mit der Sünde der Menschen rechnete“, aufgesessen ist.

Die Esra- und Nehemia-Position steht zur „demokratisch und marktwirtschaftlich geprägten Gesellschaft, weil in ihr der Wert und die Würde des Einzelnen zur Grundlage gemacht wird.“

Klaus-Peter Hertzsch schreibt dazu 1991: „Wer sich so entscheidet muss sich die Kritik gefallen lassen, dass er sich für eine Gesellschaftsordnung einsetzt, die zwar die Sünde des Menschen keineswegs übersieht oder leugnet, sie aber realistisch als eine Triebkraft der Entwicklung nutzt. Die Begehrlichkeit und der Durchsetzungsegoismus des Menschen werden in den Dienst einer Leistungs- und Konkurrenz-Gesellschaft gestellt, die dadurch enorm effektiv wird.“

Heute, 30 Jahre nach der Friedlichen Revolution fragen wir uns: „Sind wir noch brauchbar?“

Die Diskussion, die 30 Jahre danach um die Ostdeutsche Identität aufbricht, stößt das noch einmal an.

(Wenn ich das anspreche, bitte ich die Geschwister aus den alten Bundesländern um Geduld.)

80% der Befragten sagten in einer Umfrage der ZEIT zum 3. Oktober:

Die Ostdeutsche Identität ist nicht wertgeschätzt worden.

Einige sagen, die Identität der ostdeutschen Kirche ist bei der Wiedervereinigung geschluckt worden. Ostdeutsche Überzeugungen aus der Amos-Position wurden nicht gehört: kein staatlicher Kirchensteuereinzug, sondern eigenständig sein,

keine separate Militärseelsorge, sondern Seelsorge aus den Gemeinden heraus,

kein Religionsunterricht in den Schulen, sondern in den Gemeinden.

Auch heute gibt es die Amos-Position, die auf Basisgemeinden setzt, die sich im Sinne der Urgemeinde von einer reichen Kirche absetzen wollen, die im Nachgang konstatieren, wir hätten uns konsequenter als Gemeinde für die Armut entscheiden sollen und haben auch jetzt die Aufgabe, mit deutlichen Worten zu fordern, dass sich Kirche nicht dieser Welt gleichstellt, sondern sie kritisch hinterfragt.

Die Esra- und Nehemia- Position steht für die Volkskirche, die sich in die Alltagkultur der Gesellschaft einbringt, an der Seite des Staates für einen gemeinsamen Aufbau steht.

30 Jahre danach will ich fragen: Hüten wir noch das urchristliche Feuer oder besser formuliert: Leben wir aus dem Geist des Jesus aus Nazareth?

Ich komme zu den drei Punkten vom Anfang zurück.

1. Wie sieht es heute mit unserem fortlaufenden Lesen in der Bibel und dem fortlaufenden Gebet aus? Allein dadurch auferstehen wir in seinem Geist.
2. Dort sein, wo wir gebraucht werden: Wir lassen uns gerade von den Jugendlichen bei den Klima-Demonstrationen Engagement im konziliaren Prozess vorführen: Bewahren der Schöpfung.

Wo ist unser entschiedenes Engagement für die Schöpfung? Ich muss nicht alles tun, aber an welchen Stellen fange ich an?

Wo ist unser Engagement für Gerechtigkeit?

Die Ausstellung er Friedensbibliothek ist schon lange auf dem Dom verschwunden. Hier im Dom wird jetzt in einer anderen Liga gespielt.

Wo engagieren wir uns für den Frieden?

Die Lage ist so kompliziert, bspw. an der syrisch-türkischen Grenze.

Wir sehen gerade auf der Weltbühne ein Theaterstück schmutzigster Politik: Sieger und Verlierer (die Peschmerga), die erst die Sieger unterstützt haben.

Ja, wir sind auf der Seite der Sieger, die Kurden werden für den Frieden der Region und in der Flüchtlingsfrage geopfert.

Sind wir noch brauchbar? Als Einzelne, als Kirche?

Da sein, wo wir gebraucht werden!

Wolfgang Huber fordert einen Übergang vom Sozialstaat zur Sozialgesellschaft. „Die Frage nach der Zukunft des Sozialen hat es nicht nur mit Problemen der Finanzierbarkeit, sondern auch mit Fragen der geistlichen Orientierung zu tun.“

Dort habe Kirche ihre Aufgabe, nicht nur in der Wohlfahrtspflege, sondern sie muss „einen Beitrag dazu leisten, dass die Bereitschaft zur Solidarität nicht weiter erodiert und eine gottoffene Humanität in der Gesellschaft ihren Ort behält.“ Sie muss Wächterin einer Sozialkultur sein und geistliche Orientierung geben.

„Die Kirche kann sich neu als intermediäre Institution verstehen. Was ist damit gemeint? Für die einzelnen leistet sie einen Dienst der Vermittlung zwischen der geglaubten und der erfahrenen Wirklichkeit. Sie bietet einen Deutungshorizont an, der die verschiedenen Felder persönlichen und gesellschaftlichen Lebens in einem inneren Zusammenhang erkennen lässt. Als Interpretationsgemeinschaft ermöglichst sie es den einzelnen, selbst die Deutung der gesellschaftlichen Wirklichkeit mitzuprägen und an der Weiterentwicklung gesellschaftlicher Sinnmuster mitzuarbeiten.“

So schafft sie einen vermittelnden, intermediären Raum.

Kurz gesagt: Einen Lernort.

In diesem Raum muss Kirche „dem transmoralischen Gehalt des christlichen Glaubens neu Ausdruck geben und zugleich zur Verantwortung der Freiheit in der Gestalt des je eigenen Lebens ermutigen. Die Balance zwischen Freiheit und Verantwortung bildet die besondere Perspektive des Protestantismus. Diese Balance ist für die Kultur des Sozialen gerad heute von unverkennbarer Bedeutung.“

1. Und wie sieht es unter uns aus, innerhalb der Kirche?

Leben wir Friedfertigkeit und Versöhntsein unter uns?

Gehen wir dem Bruder, der Schwester im Konfliktfalls in Liebe nach, wie es Jesus in der Gemeinderegel im Matthäusevangelium sagt?

Gilt bei uns, wer der Erste sein will, der diene?

Sind wir noch brauchbar?

Ja, wenn wir langmütig die kleinen Schritte gehen,

Wir haben diese Aufgabe als Kirche.

Sie hier am Dom, diese andere Haltung einzubringen,

die keine andere Institution einbringen kann,

wir können und müssen geistliche Herzensbildung in aller Langmut, Sanftmut und Demut einbringen (wie Jesus in der Bergpredigt sagt).

Rituale für den Frieden und das Auferstehen in ein neues Leben weiterentwickeln und mit Nachdruck in die Gesellschaft einzubringen, das ist unsere Aufgabe.

Noch einmal Dietrich Bonhoeffer in „Widerstand und Ergebung“:

 „Sind wir noch brauchbar?

Nicht Genies, nicht Zyniker, nicht Menschenverächter, nicht
raffinierte Taktiker, sondern schlichte, einfache, gerade Menschen
werden wir brauchen. Wird unsere innere Widerstandskraft
gegen das uns Aufgezwungene stark genug und unsere
Aufrichtigkeit gegen uns selbst schonungslos genug geblieben
sein, dass wir den Weg zur Schlichtheit und Geradheit wiederfinden?“